

Änderungen angenommen werden müssten. — In Betreff der Netzhaut, über welche *Langenbeck* eine vorzügliche Monographie (de retinae observ. anatom. pathol. Goetting. 1836) geliefert hat, sagt Dr. *Remack*, dass wir über die Endigungsweise der Primitivfasern des Sehnerven am vordern Rande der Netzhaut keinen bestimmten Aufschluss geben könnten, weil wir vom Bau dieser Haut selbst noch keine klare Vorstellung hätten. Nach *Treviranus* liegen die Nervenröhrchen nach innen gegen den Glaskörper um und endigen dort mit Pupillen (eine Ansicht, die *Remack*, wie *Joh. Müller* nicht für wahrscheinlich halten). *Henle* stimmt mit *Remack* überein, weicht von ihm aber darin ab, dass er sagt, die von *Treviranus* bei Thieren bemerkten stabförmigen Körper in der Netzhaut schwellen im Wasser zu Papillen an (Vortrag von *Henle* in der Versamml. der Naturforscher und Ärzte zu Freiburg). — In Folge eines Schläges aufs rechte Auge entstand Entzündung der Bedeckungen desselben und des Augapfels, welche wieder Amaurose nach sich zog (*Wildberg's* Jahrbuch IV. Bd. 1. H. S. 89).

(Dr. C. A. Tott.)

Oestromania, s. Nymphomania.

Ohrenverletzungen, s. Verletz. d. Kopfs.

Ohrenwunden, s. Ebendas.

Oinomanie, s. Trunkenheit.

Olecranon, s. Ulna.

Olivenschwamm, s. Schwämme, giftige.

Ophthalmia neonatorum, s. Oculus, Th. II. S. 464.

Organe des Gehirns, s. Phrenologie.

Orthopädie, s. auch Willensheilkunde (Nachtrag).

Os femoris, s. Schenkelbein.

Ovaria, s. Geschlechtstheile, Th. I. S. 625.

Oxalsäure, s. Th. I. S. 41 u. Th. II. S. 592.

P.

Pantherschwamm, s. Schwämme, giftige.

Paris quadrifolia, s. Einbeere.

Pastinak, s. auch Schierling.

Passio iliaca, s. Scheinvergiftung.

Paukentreppe, s. Gehörorgan.

Pech, *Pix*. Als Volksmittel und in unserer Zeit auch hier und da von Ärzten gegen chronische Blennorrhöen sind Pillen aus Pech angewandt worden. Obgleich das Pech nicht unter die Gifte gehört, so habe ich doch Zufälle von Indigestion und grosse Körperschwäche auf den fortgesetzten Gebrauch desselben folgen sehen.

Pellagra, s. noch Krankheiten, verhehlte.

Pemphigus varioloides, s. Menschenpocken.

Persona (Zusatz zu d. Artik. Th. II. p. 505). *Schmalz sen.* (*Siebenhaar's* Handb. d. ger. Med. II. 325) definirt die Persönlichkeit folgendermassen: Sie ist — sagt er — die dem Menschen eigenthümliche Fähig-

keit oder Anlage, unter übrigens günstigen Umständen Selbstbewusstsein und eigenmächtigen Willen erlangen zu können. Sie allein charakterisirt den Menschen als solchen, und begründet seine Ansprüche auf Erhaltung, Erziehung und Schutz der Gesetze, und überhaupt die ihm als Menschen und Staatsbürger zukommenden Rechte und Pflichten. Das Selbstbewusstsein kann eine Zeitlang schlummern, unvollkommen oder gehemmt sein, wie z. B. im Fötus, bei Neonatis, Blödsinnigen, Scheintodten, Schlafenden etc. Allein wo sich die physischen Merkmale und Bedingungen der Befähigung vorfinden, da können auch dem Individuum die ihm selbst zustehenden Ansprüche auf Taufe, Erbschaft, Schutz gegen Gewalt etc. nicht abgesprochen werden. Auch dem Fötus als werdenden Menschen müssen jene Ansprüche zugestanden werden (*Mauchart*, über die Rechte des Menschen vor seiner Geburt 1782). — — Die Mole (s. Th. I. S. 714) kann, da sie nicht mit dem zur menschlichen Selbstentwicklung erforderlichen Vermögen begabt ist, auf keine menschliche Rechte, sie mögen sein, welche sie wollen, den geringsten Anspruch machen und deshalb auch kein Object eines Verbrechens sein. Dasselbe gilt auch für die kopflosen Missgeburten, oder solchen, denen entweder der Schädel oder auch das Gehirn fehlt (s. Missgeburt). Solchen Missgeburten aber, bei denen die Schädelbildung nur unvollkommen ist, oder wo andere, zur Fortsetzung des Lebens nöthige Organe entweder ganz fehlen oder ohne Möglichkeit der Abhülfe unbrauchbar sind, kann man, nach *Schmalz* (l. c. II. 326) nicht alle Menschenrechte (s. d.) geradezu absprechen, obgleich diese wegen der unvollkommenen oder mangelnden Lebensfähigkeit nur beschränkt sein können. Lebende Missgestalten genossen, trotz aller Verunstaltung und Hässlichkeit, wenn sie lebensfähig sind, die vollen Rechte der Persönlichkeit. Menschen ohne Arme und Beine gehören völlig hieher; sie können gleichwol dem Staate nützen und Bürgerpflichten erfüllen, denn ihnen fehlt keineswegs die Vernunftfähigkeit. (*S. L. J. C. Mende*, die menschl. Leibesfrucht etc., in dessen Beobacht. u. Bemerk. IV. Götting. 1827. *C. F. L. Wildberg*, über Ausmittlung der Requisite der Erbfähigkeit neugeb. Kinder etc., in dess. Jahrb. d. ges. St.-A.-K. I. 3. Leipz. 1835. p. 123).

Peritonitis, s. Scheinvergiftung.

Petersilie, s. Schierling.

Pfeffer, s. Waarenkunde.

Pfefferling, s. Schwämme, giftige.

Pfefferstrauch, s. Seidelbast.

Pfifferling, s. Ebend.

Pflanzenausdünstung, s. Ausdünstung.

Pfuscheri, medicinische (Zusatz z. d. Artik. Th. II. S. 513). Im Württembergischen ist unterm 11. Octbr. 1834 eine Verordnung über die Hausapotheken der Wundärzte an Orten, wo sich keine Apotheken befinden, erlassen, nach welcher die Wundärzte die zu den einfachen, allgemein bekannten und schnell erforderlichen Hausmitteln gehörenden Arzneimittel bereithalten und an Andere abgeben dürfen. Es gehören dahin: einfache Theespecies, Senfmehl etc. Ebenso können sie die zu ihren chirurgischen Verrichtungen nöthigen äussern Mittel vorräthig halten, als: Heilsalbe, Bleiextract, Bleipflaster, ein gummihaltiges Pflaster, einfache Heilsalbe, Leinsamen. Zur Haltung anderer Arzneien bedarf es der Erlaubniss des Oberamtsarztes, und diese darf nur an Orte, die von Apotheken entfernt liegen, und an Wundärzte ertheilt werden, von denen kein Missbrauch zu fürchten ist. Auch kann die Erlaubniss widerrufen werden. Bei Ertheilung dieser letztern bestimmt der Oberamtsarzt die Auswahl und Quantität der Mittel, von welchen ein Verzeichniss gegeben wird, und welche der Wundarzt auch im Nothfalle anwenden darf (als Blutegel, Kantharidenpflaster und Salbe,

Alaun, Hirschhorngeist, ein Brechmittel in abgewogenen, für Erwachsene berechneten Dosen, Senneblätter, Glaubersalz, Gummi arabicum, Hoffmannsche Tropfen, Zimmtinctur, Magnesia, Pulvis temperans). Für besondere Fälle erstreckt sich diese Erlaubniss auch auf Opiumtinctur, Liquor C. C. succinatus, Essignaphtha, Haller'sches Sauer, kaustischen Salmiakgeist und wegen gewisser örtlicher Verhältnisse auch noch weiter (das heisst den puren Wundärzten, wenn sie nicht zugleich, wie die Wundärzte erster Classe im Preussischen, bis zu einem gewissen Grade auch in der innern Heilkunde ausgebildet sind und Prüfung über ihre in derselben erlangten Kenntnisse theoretisch und praktisch nachgewiesen haben, zuviel einräumen, zur Pfuscheri in Vertheilung der Arzneien Gelegenheit geben. *Tott.*) Der Oberamtsarzt muss, um Pfuscheri, das Übertreten der gesetzten Schranken zu verhüten, von Zeit zu Zeit Revision anstellen, der Wundarzt sich von dem die Waaren liefernden Apotheker den Empfang attestiren lassen und umgekehrt (der Apotheker kann, um zu gewinnen, dem Wundarzte zu seinen medicinischen Pfuscherien auch heimlich Arzneien verabreichen, die er nicht ins Verzeichniss setzt. Wer kann hier so strenge Controle führen? Noch weniger kann dies hier geschehen, wie im Badischen, wo Apotheker keine von Wundärzten verordneten innerlichen Arzneimittel dispensiren dürfen. Auch darf der Wundarzt von seinen Mitteln keinem Arzte, oder Wundarzte, ohne Recept, welches er aufbewahren muss, kein einziges abgeben, selbst nicht Mischungen vornehmen (wird auch das der Oberamtsarzt immer verhüten können?), und wenn er einen aussergewöhnlichen Gebrauch von seinen Vorräthen gemacht hat (den er, zumal von den heimlich vom Apotheker genommenen und von diesem nicht auf den Empfangschein gestellten Arzneimitteln auch zu machen nicht verfehlen wird *T.*); so muss er diese sofort einem ausübenden Arzte anzeigen (diese Anzeige wird sich jedoch immer nur auf die auf den Empfangschein gestellten Arzneimittel beschränken. Die an den Grenzen wohnenden Wundärzte können, Sicherheitshalber, die Arzneimittel, welche sie nicht führen und dispensiren dürfen, ohne Zweifel von den Apothekern des Grenznachbarstaates rechnen, und so können die Landesapotheker auch noch gar frei von aller Schuld sein, dazu beigetragen zu haben. *Tott.*) Zweckmässig ist die Einrichtung im Schwerinschen, dass nämlich die Bader eine förmliche Prüfung vor dem Kreisphysikus und einem Wundarzte über Aderlass, Zahnausziehen, Blutegel-, Klystiersetzen, Schröpfen und Leichdornbeschneiden bestehen müssen. Es wird hierdurch wenigstens die Überzeugung gewonnen, dass diese chirurgischen Vorrichtungen nicht solche Subjecte ausüben, welche ihre Übung darin nicht nachgewiesen haben. Die Spanier nennen die Pfuscher in der Medicin oder die Quacksalber Matasanos d. h. Gesundenmörder. Ein amerikanischer Arzt, Dr. *Ticknor*, hat ein Werk über Quacksalberei herausgegeben, in welchem er folgende Anekdote erzählt. Einer der Quacksalber, von welchen es in Amerika wimmelt, pflegte seinen Patienten zu sagen, es befände sich in ihrem Magen irgend ein besonderer Gegenstand, z. B. Apfelkerne, oder wenn der Patient ein Jagdfreund war, Schrotkörner, und — er hatte immer Recht. Eine Dame, die sich an diesen Quacksalber wandte, erfuhr von ihm, dass die Ursache ihres Leidens ein von ihr verschluckter Apfelsinkern sei, wogegen die Dame indessen einwandte, dass sie in sechs Jahren keine Apfelsinkerne gegessen habe; dennoch bestand der Quacksalber auf seiner Meinung, liess Pillen nehmen, und siehe da! man fand die Apfelsinkerne. Bei einer zweiten Dosis Pillen war der Erfolg derselbe. Die Dame, welche noch immer zweifelt, schneidet endlich eine der Pillen auf und findet einen Apfelsinkern darin. Es klärte sich so das Geheimniss als Betrugs auf. Als Quacksalberei ist auch die Verordnung von Hausmitteln für sich selbst zu betrachten: denn der sich selbst Berathende hätte den Rath eines Arztes suchen sollen. *J. C. Roosens*, Districtschirurg zu Nedre Tellmarren in Norwegen, sucht (*Wildberg's* Jahrb. der Staatsarznk. III. Bd. S. H.) die Ursache des Beifalles und Vertrauens, welches Quacksalber finden, sowie der oft glücklichen Curen derselben 1) in der Wichtigkeit, mit welcher ein Quacksalber sein Werk unternimmt, und

in dem durch das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Wundermanne hervorgerufenen Eindrücke auf das Nervensystem des Kranken. 2) In dem ungewissen Selbstvertrauen und in der Dreistigkeit, mit welcher die gefährlichsten Curen unternommen werden, unter denen doch manche glückt, die dann überall ausposaunt wird. 3) Hauptsächlich in der Unwissenheit des Kranken (dem ist, nach *Wildberg*, nicht immer so, was die bei hohen Häuptern in Gunst stehende Homöopathie beweisen soll). Aufklärung durch Prediger soll der Quacksalberei am besten entgegenwirken. (Dr. C. A. Tott.)

Pharmaca, s. Arzneimittel.

Phalangium arachnoides, s. Tarantismus.

Phrenesie, s. Trunkenheit.

Phrenologie (Zusatz, Th. II. S. 532). Beachtungswerth sind *Günther's* kritische Bemerkungen über *Gall's* Phrenologie (*Hufeland's* Journal, August 1838. S. 83). Dieser Autor sagt: es sei nicht zu verkennen, dass sich in der übrigens alle Aufmerksamkeit verdienenden *Gall's*chen Schädellehre mancherlei Lücken finden, indem theils der menschlichen Neigungen und Fähigkeiten weit mehrere vorhanden sind, als von *Gall* und *Spurzheim* Organe aufgestellt wurden, theils die von den Phrenologen angenommenen Organe sich nicht immer bei Personen finden, deren ausgezeichnete Neigungen und Talente darauf hinweisen. *G.* erklärt diese Lücken aus einem doppelten Grunde. 1) *Gall* und seine Nachfolger schenkten nur den extensiven Entwicklung der verschiedenen Hirntheile ihre Aufmerksamkeit, ohne im geringsten auf die intensive Ausbildung derselben zu sehen, und sie übersahen also, dass nach aussen wenig entwickelte Organe es desto mehr intensiv sind, und oft mit weit mehr Energie fungiren, als die stark extensiv entwickelten Organe (dieser Ausspruch ist zu absolut; ich habe Menschen gekannt, die Scharfsinn, Gedächtniss etc. in hohem Grade besaßen und zugleich diejenigen Partien am Schädel, welche der Sitz dieser Geistesvermögen sein sollen, sehr stark entwickelt zeigten, aber freilich wieder Menschen, die Geistesvermögen in hohem Grade zeigten, zu denen die Organe stellen äusserlich gar nicht aufzufinden waren. Es herrscht also hierin nichts Bestimmtes, als das, dass die mehr oder mindere Stärke gewisser Geistesvermögen sich nicht immer am Schädel durch mehr oder weniger Eminenzen verrathe. *Tott*). Die intensiv stark entwickelten Organe des Gehirns (Hirntheile) geben sich aber nicht durch Erhabenheiten am Schädel zu erkennen. 2) *Gall* und seine Anhänger liessen das qualitative Verhältniss der Hirntheile unbeachtet, was doch von nicht geringem Einflusse ist. Zwar haben sich mehrere Chemiker (wie *Couerbe* und *Lassaigne*) bemüht, über die chemischen Veränderungen der Hirnsubstanz in den verschiedenen Lebensaltern, in Krankheiten u. s. w. Aufschluss zu geben, jedoch ohne befriedigenden Erfolg; denn abgesehen davon, dass mit der Zeit Veränderungen eintreten können, welche auf die Resultate der chemischen Untersuchung des Gehirnes nicht ohne Einfluss sein dürften, scheint die Erforschung der innern Beschaffenheit des Gehirnes (wiewol der meisten Organe) ausser dem Bereiche der Kunst zu liegen, weil die Modificationen seiner Substanz mehr von dynamischen, als chemischen (vielleicht biochemischen) Vorgängen abhängen. Die vergleichende chemische Untersuchung, die der Chemiker *Couerbe*, in Paris, mit dem Gehirne Vernünftiger, Blöd- und Wahnsinniger angestellt hat, ergab, dass das Gehirn vernünftiger Personen 2 — 2½ Proc., das der Blödsinnigen 1 oder gar nur ½ Proc., das der Wahnsinnigen 3 — 4½ Proc. Phosphor enthielt (s. *Journal de chimie medicale*. Juill. et Août 1835. *ibid.* T. X. p. 529). *Lassaigne*, der später *Couerbe's* Experimente wiederholte, will dagegen den Phosphorgehalt Wahnsinniger nicht grösser, als bei andern Menschen gefunden haben.

In der Sitzung der phrenologischen Gesellschaft zu Paris, am 23. August 1836, zeigte Dr. *Gaubert*, Secretair der Gesellschaft, den Schädel einer Frau vor, an welchem die Organe der Schlaueit und Neigung zum Besitze vorzüglich stark entwickelt sein sollten. Die Frau soll in der That auch sehr

wucherisch und geizig gewesen sein und dabei die Sonderbarkeit gehabt haben, sich auf der einen Seite die kostbarsten und theuersten Sachen zu kaufen, und auf der andern um einen Sou zu knickern, die ältesten und geflicktesten Sachen zu tragen und z. B. bei 5 — 600 Francs jährlicher Rente einem armen Fischer die Hosen zu flicken, um von Zeit zu Zeit ein Gericht Fische von ihm zu bekommen; ähnlicher Sonderbarkeiten nicht zu gedenken. Ähnliche Untersuchungen wurden mit dem Schädel eines Mannes und dem seiner Frau angestellt, die einen Mord begangen hatten. *Dumortier* entschied, dass das Weib weit mehr Verstand, Schlaueit und Festigkeit des Willens besessen und ihren Mann geleitet haben müsse. Die Acten bestätigten dieses Urtheil. *Fossati*, Präsident der Gesellschaft, erklärte aus dem am Schädel *Bellini's* sehr entwickelten Organe des Wohlwollens den rührenden Ausdruck in den Werken dieses Componisten; das wenig entwickelte Organ des Muthes stimmt, nach ihm, zusammen mit den nachlässigen und weichlichen Grazien, die sein Talent bezeichneten. Die Organe für Zeit und Zusammenfügung erklären den Mangel an Rhythmus in seinen Werken; dagegen sollen diese Organe bei *Paer* und *Rossini* sehr stark ausgeprägt gewesen sein. — Sehr richtig spricht sich in *Pierer's* anatomisch-physiologischem Wörterbuche die Kritik über die Gall'sche Schädellehre dahin aus, dass sie sagt: „Das Gehirn ist Ein Organ, aber so wie jeder andere Haupttheil des Körpers, z. B. Herz, Leber, Augen, Hand, der in seiner besondern Bildung Eigenheiten hat, welche ihn scharf von andern Körpertheilen unterscheiden, und vermöge welcher er gewissen Lebenszwecken förderlich ist, welche in Ermangelung jener Eigenheiten offenbar nicht erreicht werden könnten, und ohne welche das Leben, welches nur in der Totalität aller Organe seinen Bestand hat, gar nicht statthaben könnte, oder doch sehr beeinträchtigt, oder mehr oder minder gebrochen sein würde. Zu welcher Sprachverwirrung müsste es aber führen, wenn jede relative Verschiedenheit, ein bloß mehr oder minder stärkeres Hervortreten eines oder des andern Theiles eines Organes ebenfalls als Organ bezeichnet werden sollte, wenn z. B. die Curvaturen des Magens, die Windungen des äussern oder innern Ohres, die Knöchel der Füße, die Flächen der Fingernägel, und was etwa innerlich oder äusserlich am menschlichen Körper in einzelnen Individuen etwas Ausgezeichnetes hat, wieder Organ genannt werden sollte, wozu aber ja ebenso gut auch der Wahn einer frühern Zeit hätte verleiten können, demzufolge theilweise ebenfalls Charaktereigenheiten mit solchen individuellen körperlichen Verschiedenheiten in Verbindung gebracht werden konnten. Was also *Gall* als Organe des Gehirnes aufgestellt hat, ist nichts Anderes, als eine relative Abweichung der organischen Bildung des Gehirnes auf einem oder dem andern Theile seiner Oberfläche von der bei andern Individuen beobachteten, und also keineswegs als Organ an einem Organe zu betrachten. Sodann darf nicht übersehen werden, dass diese Unterschiede keine qualitative, sondern bloß quantitative, räumliche (was schon oben *Günther* bemerkt, und jeder Arzt erinnern wird. *Tott*) sind und als solche wieder graduelle Verschiedenheiten haben, wo dann die mittleren Grade zugleich die gewöhnlichen sind, die Unterschiede im Maximum nur selten vorkommen, und es also auch sehr oft unbestimmt bleiben muss, ob, wo jenes Maximum nicht entschieden ist, noch eine organische Verschiedenheit in der Ausbildung eines besondern Hirntheiles statt hat, und anerkannt werden kann, statt dass diejenigen wirklich als Organe zu unterscheidenden Körpertheile einem organischen Wesen derselben Art wenigstens im Normalzustande nie ermangeln. Offenbar hat sich aber *Gall* zu leicht bestimmen lassen, aus Analogien, die höchstens nur eine aufgefundene Spur waren, physiologische Lehrsätze abzuleiten, und was durchaus nur höchstens zu einer Präsumtion berechtigt und kaum einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, als ausgemittelte Erfahrung und darnach entschiedene Wahrheit auszusprechen, der Irrungen nicht einmal zu gedenken, welche die so leichten Folgerungen von der der sinnlichen Beobachtung sich darstellenden Schädelbildung auf die Gehirnbildung veranlassten, da hier doch

wenigstens kein sichrerer Schluss stattfindet, als etwa der ist, welchen man von einer dem Gesichte angepassten Maske auf die Gesichtsbildung selbst, oder von einem anpassenden Handschuh oder einem anschliessenden Stiefel auf die Hand- und Fussbildung eines Menschen machen zu können glaubt. Gall hat auch selbst so wenig wie diejenigen, welche seine Theorie mehr auszubilden gesucht haben, immer gleichmässige Bestimmungen über die angenommenen Gehirnnorgane aufgestellt. Auch ist keine dieser Angaben so durch Gründe unterstützt, oder in der Erfahrung so gleichmässig nachzuweisen, dass solche als physiologische Lehrsätze Anerkennung gefunden hätten. Es haben also dieselben zur Zeit in der Naturwissenschaft keine höhere Stellung, wie denn als blosser Meinungen und Hindeutungen, welche vielleicht theilweise der Beachtung, der fernern Untersuchung und wiederholten Prüfung der Physiologen nicht unwerth sind.“ — Zu Gunsten der Gall'schen Theorie soll zwar die von Serres gemachte und von Rosenthal bestätigte Beobachtung von Erection des Penis und Affection des kleinen Gehirnes bei den am Schlagflusse, welcher von jenem ausgeht (Apoplexia cerebelli), Gestorbenen sprechen und durch diese Beobachtung namentlich der Sitz des Geschlechts- oder Fortpflanzungstriebes im kleinen Gehirne bestätigt werden; allein ausser durch alles früher Gesagte und besonders durch die phrenologische Untersuchung des Kopfes von Napoleon ist die Gall'sche Organlehre auch deutlich durch eine Beobachtung widerlegt, welche ich bei einem jüdischen Kaufmanne machte (s. von Graefe's und von Walther's Journ. f. Chir. und Augenh. XIII. Bd. 4 H.), dem, nach Gall's Theorie, wegen einer durch eine, in Folge eines Stosses später zertheilten Balgeschwulst veranlassten, die Stelle eines Stirnhügels einnehmenden Vertiefung das Organ des Witzes, wo nicht ganz, doch grösstentheils fehlen musste. Das Organ des Witzes sollen bekanntlich hervortretende Stirnhügel bezeichnen, und doch war der junge Mann, obgleich statt eines Stirnhügels geradezu eine Vertiefung stattfand, dennoch nicht weniger witzig, als Andere seines Alters und seiner Geistesbildung. — Über die Gall'sche Schädeltheorie lese man noch nach: K. H. Schundenius (Dzondi), die Organe des Gehirnes nach Gall's Beobachtungen. Wittenberg 1804, sowie K. Sprengel's Institutiones physiologicae. p. II 368.

(Dr. C. A. Tott.)

Nachschrift des Herausgebers. Wenn Siebenhaar (Handb. d. gerichtl. Medicin. 1840. Bd. II. S. 397) die gerichtl. Schädellehre (Cranioscopia seu Phrenologia forensis) schon als eigenen Artikel aufführt, so ist dieses zu voreilig; denn eine solche existirt bei dem gegenwärtigen Standpunkte unser phrenologischer Kenntnisse noch nicht; und es wäre schlimm, wenn Richter und Arzt schon jetzt darnach untersuchen und entscheiden wollten. Dass diese Lehre aber ebenso, wie die Anatomie, ein Hülfsmittel für Beide in medicinisch-forensischen Fällen abgebe, dies steht fest. Es ist eine unleugbare Thatsache, wie auch Siebenhaar ganz richtig bemerkt, dass die Schädel ursprünglich blödsinniger Menschen eine regelwidrige Gestalt haben. Diese Abnormität besteht nämlich nach Georget in Folgendem: 1) ist die Stirn zu beiden Seiten von Oben nach Unten platt gedrückt, und anstatt sich perpendicular über die Nasenwurzel zu erheben, zieht sie sich schief, manchmal fast horizontal nach Hinten zu, was dem Kopfe ein thierähnliches Ansehen giebt. In andern Fällen ist die Stirn zu sehr entwickelt, wo sie so weit vortritt, dass sie einen Gesichtswinkel von mehr als 90 Graden bildet, und dass Nasenwurzel und Augenbraunen ganz gesunken erscheinen. Die Seiten- und Hintertheile des Schädels sind gewöhnlich in Bezug auf die Stirn, ja auch an sich, auffallend entwickelt. 2) Der allgemeine Umfang des Schädels ist manchmal sehr klein oder entgegengesetzt sehr gross. 3) Viele Schädel sind ausserordentlich dick. 4) Die Capacität des Schädels ist verschieden, im Allgemeinen aber gering, besonders gegen die Stirn hin. — Der Schädel der Cretinen unterscheidet sich von einem normal gebauten Schädel am meisten durch seine unentwickelte Form nach der Höhe; denn fast immer ist er niedriger durch Nichtentwicklung nach Hinten, sodass die Convexität des Hinterhauptes sehr gering ist. Entgegengesetzt giebt es auch

sehr grosse Cretinköpfe, wo sich zwischen den Hinterhauptbeinen und den Scheitelbeinen ungewöhnlich grosse Ossa Wormiana befinden. Aber nicht nur beim Blödsinn, sondern auch bei anderen psychischen Krankheiten kommen Abweichungen des Schädelbaues vor; dahin gehören z. B. Zusammengedrücktsein der Stirn und verminderte Capacität der Schädelhöhle bei Tobsüchtigen, ungleiche Entwicklung der beiden Seitenhälften des Schädels bei Verrückten. Noch bedeutendere Regelwidrigkeiten findet man überdies auch bei der innern Untersuchung, als: ausserordentliche Dünnhheit der Schädelknochen bei Melancholischen, sehr starkes Hervorragen der Processus clinoidi, so wie verschiedene Abnormitäten in der Sella turcica bei Tobsüchtigen u. dergl. m. — — — Indessen ist es nicht zu verkennen — sagt S., — dass die Folgerungen, welche Gall selbst aus den Ergebnissen der Schädellehre für die Criminalpsychologie gezogen hat, von vielem Scharfsinne zeugend und grösstentheils auf richtigen Grundsätzen gegründet sind. Er will nämlich durch die Annahme von angeborenen Anlagen und Organen für mehrere Neigungen, die bei geringerer Entwicklung anderer besserer Anlagen leicht zu schädlichen Gewohnheiten und Lastern führen können, die moralische Freiheit keineswegs aufgehoben wissen. Denn in der Anlage liege bloss die Möglichkeit handeln zu können, nicht aber die Nothwendigkeit, handeln zu müssen, nicht das Princip der Handlungsweise selbst. Die Erziehung müsse die bessern Anlagen so weit ausbilden, dass der dem Menschen angeborne Trieb zum Handeln die Neigung der schlechteren Anlagen gehörig im Zaume halte und diese letzteren nicht zur Begierde ausarten, nicht zur Leidenschaft aufwachsen. Wenn aber trotz dem ein Mensch aus angeborenem heftigen Drange zum Verbrecher wird, so beantwortet Gall die Frage der Zurechnungsfähigkeit also: ein Mensch, in welchem die Wirksamkeit eines einzigen Triebes die Thätigkeit aller übrigen so unterdrückt, dass die Freiheit des Willens in ihm aufgehoben wird, und er schlechterdings so handeln muss, wie seine Leidenschaft es gleichsam gebietet, ist ganz in dem Zustande eines Wahnsinnigen. Sowie nun der Staat befugt und verpflichtet ist, einen Verrückten in einen solchen Zustand zu versetzen, dass er der bürgerlichen Gesellschaft keinen Schaden zufügen kann, ebenso ist er auch berechtigt und verbunden, den Verbrecher auf gleiche Weise zu behandeln, und ihn theils unschädlich zu machen, theils durch stärkere Motive, die seiner Leidenschaft das Gleichgewicht halten und sie noch unterdrücken können, zu bessern, d. h. die moralische Freiheit in ihm wieder herzustellen und ihn zu einer vernünftigeren Handlungsweise zu vermögen. Demnach hebt natürlicher, innerer Trieb zu Verbrechen die Zurechnung der Schuld und Strafe nicht auf, sondern begründet sie noch fester und ein solcher Verbrecher soll um so schärfer, wie Gall will, bestraft werden, je heftiger sein angeborener Trieb zum Verbrechen ihn reizt und je mehr seine Leidenschaftlichkeit ihn ausser Stand setzt, zwischen mehreren Motiven die bessern auszuwählen. Der geborne Dieb soll demnach schärfer bestraft werden, als der Dieb aus Noth. — Diese einseitige Ansicht, das letztgenannte Beispiel ausgeschlossen, bedarf keiner Widerlegung, indem wir auf die Artikel: Antriebe, Brandstiftungstrieb, Affecte, Leidenschaft, Imputatio und Seelenstörungen verweisen. (Vergl. J. F. Gall, philos. med. Unters. über Natur u. Kunst im gesund. u. krank. Zustande d. Menschen. Lpz. 1800.)

Pian, s. Syphilis spuria.

Pilze, giftige, s. Schwämme, giftige.

Platinchlorid, s. Reagentieapparat, Th. II.

Pnix, s. Orthopnoea.

Pocken, modificirte, s. Menschenpocken (im Werke und Nachtrage).

Politobioscopie, s. Arzneikunde, gerichtliche.

Polydipsie, s. Trunkenheit.

Polyphagia (Zusatz zu Th. II. S. 557). Vielfrässigkeit, Ge-
frässigkeit, Fresslust, *Voracitas* nach *Eutropius* (Französl. *Polypha-*
gie, *Gloutonnerie*, *Voracité*; Engl. *Gluttony*; Ital. *Golosità*, *Voracità*;
Holl. *Gulzigheid*, *Vraatachtigheid*).

Die Vielfresserei, unter die Kategorie der Krankheitsgattung „*Appetitus morbosus*“ gehörig, giebt sich entweder durch fortwährenden und übermässigen, oder in jedem Augenblicke, gleich nach dem Genusse wieder eintretenden Appetit, bald auf geniess-, bald auf ungeniessbare Dinge (*Allo-
trophagia*) zu erkennen. Das Gefühl der Esslust wird also bei dem Viel-
frassa (*Polyphagus* nach *Suetonius*, *Vorax* nach *Cicero*, *Gula* nach *Apu-
lejus*) nie befriedigt, es findet ein unsättlicher Hunger (*Insatiabilitas*) oft mit
Schwäche und Hinfälligkeit, die an Ohnmacht grenzt, verbunden, statt; öf-
ters geht die vom Magen beginnende, sich von hier über die Brust, den
Kopf und den ganzen übrigen Körper erstreckende Schwäche in wirkliche
Ohnmacht über. Die genossenen Speisen werden entweder beibehalten, und
in diesem Falle heisst das Übel Ochsenhunger, *Bulimia*, *Bulima*, *Bu-
limos*, *Bulimiosis*; französ. *Boulimie*; engl. *Bulimy*; ital. *Bulimo*, oder die
Speisen behagen nicht, werden wenig oder gar nicht verdaut und unverän-
dert, unter Magenschmerz, mittelst Contraction des Magens, entweder weg-
gebrochen oder durch Diarrhöe entleert (*Boisseau* u. A.), welche Art von
Vielfresserei als Hunds-, Wolfshunger, *Fames* seu *Appetentia canina*,
Cynorexia, *Cynorexis*, *Fames lupina*, *Lycorexia*, *Phagaena*; franz. *Fuim
canine*, *Cynorexie*, *Faim de loup*, engl. *Dog appetite*, ital. *Fame canina*,
lupina, holl. *hondshonger*, von den Pathologen aufgeführt wird. Man hat
bei Vielfressern, wie auch ich einen Fall kenne, öfters eine sackförmige Er-
weiterung des Magens gefunden, und Gastromalacie soll eine öftere Folge
von Polyphagie sein. Zu den Ursachen der Vielfresserei gehören nach *Bois-
seau* (*Nosographie organique*. Tom. I, S. 474): bevorstehende acute Magen-
entzündung, die chronische Form dieser Krankheit, Würmer im Darmcanal
(nach andern Beobachtungen bei Erwachsenen besonders Bandwürmer) Diar-
rhöe, die Schwangerschaft, zumal die mittlere Zeit derselben, das Säugen
eines Kindes, übermässiger Coitus, starkes Gehen, oder andere Körperbe-
wegungen, grosse Kälte; nach andern Autoren ferner scharfer Magen-
saft, den *Richter* für die fast beständige (?) Ursache der Polyphagie hält,
scharfe Galle, fehlerhafte Secretion der Leber, der Bauchspeicheldrüse und
der Darmschleimhaut, Leberverhärtungen und Verstopfungen der Bauch-
speicheldrüse, übermässige Empfindlichkeit des Magens (nach Einigen der
Fasern dieses Organes), wie der übrigen Abdominalorgane, daher das Übel
öfters bei Myserie und Hypochondrie vorkommt; ferner Wahnsinn, inter-
mittirende, zumal Quartan-, aber auch hektische, phthisische Fieber,
bei Kindern Atrophie; endlich manche Arten der Lienterie, zurückgetretene
Krätze und Harnruhr, welche letztere Krankheit häufig von Polyphagie be-
gleitet ist. *Boisseau* fand eine Unersättlichkeit bei einem Menschen, dessen
Ductus choledochus sich in den Magen öffnete. Oft ist die Vielfresserei Er-
ziehungsfehler, der zur Gewohnheit ausartet; oft beruht sie auf einer eigen-
nen Idiosynkrasie. Sie findet sich manchmal, wie ich selbst einmal beobach-
tet habe, auch in der Reconvalescenz von schweren Krankheiten, nach hit-
zigen Fiebern, nach der Grippe, nach Blutflüssen, Säfterverlust, Eiterungen
bei Scirrhus und Krebs des Magens, als Vorbote des gelben Fiebers. Bei-
spiel von fast allen Glauben übersteigender Vielfresserei führt *Jonston* in
Phys. med. journ. p. 430 (s. auch *Allgem. medicin. Annalen* 1801. p. 672),
einen andern Fall Dr. *Porter* zu Portsea (in *v. Froriep's* Notizen XXV. Bd.
Nr. III.) an. Der Kranke *Porter's*, ein blasser, abgemagerter, neunzehn-
jähriger Bursche, an Harnruhr leidend, verschlang 26 Pfund 8 Unzen Speise
und 22 Pfund 22 Unzen Getränk; die Menge der Excremente betrug 4 Pfd.
3 Unzen und die des Urines 21 Pfd. Obgleich man durch geeignete Mittel
den Hunger minderte, so starb der Kranke dennoch an Pleuritis, und man

find den Magen und Darmcanal ausgedehnt und blass, so auch die Nieren; das Gehirn und Rückenmark gesund. In den *Memoirs of the medical society of London* Vol. III. p. 501 steht ein Fall, wo ein magerer und an Erbrechen leidender Vielfrass in sechs Tagen 379 Pfund verzehrte. Auch *Tiedemann* (*Physiologie des Menschen*, III. Bd. S. 55) führt Beispiele von Vielfresserei an. Nichtbefriedigung des Hungers hat bei Vielfressern grosse Ermattung, Wildheit, Raserei und Ohnmacht zur Folge. Durch Krankheit Erschöpfen ist die Gefrässigkeit gefährlicher, als Gesunden, weil diesen Erbrechen und Durchfall gewöhnlich Erleichterung gewährt. Es muss daher in Kranken- und Gefangenhäusern darauf gesehen werden, dass sogenannte Vielfresser, wenn sie krank sind, ihren Hunger nicht immer befriedigen und auf diese Art ihre Krankheit verschlimmern; aber auch gesunde Vielfresser in Gefangenhäusern müssen im Speisegenuss allmählich beschränkt, und wenn sie das Genossene durch Erbrechen oder Diarrhöe wieder ausleeren, ihnen Gefässe zum Auffangen der Excremente gegeben werden. Es ist also bei den zur gerichtlichen Untersuchung gestellten Individuen die Vielfresserei als Krankheit zu betrachten und darnach ihre Behandlung im Gefangenhause oder Arrestlocal einzurichten, oder ihre Aufnahme in ein Krankenhaus zu veranstalten, nicht etwa das Übel, welches sehr leicht zu kennen ist, für simulirt zu halten: denn wer nicht wirklich an Polyphagie leidet, sondern dieselbe nur fingirt, wird die im Übermass genossenen Speisen bald wegbrechen und dann so leicht nicht wieder zum Essen zu bewegen sein, während der wirkliche Vielfrass, er mag die Speise bei sich behalten oder gleich nach dem Genusse wieder ausleeren, immer aufs Neue Speise und Trank mit Begierde verschlingt, sich bei demselben auch nicht die gewöhnlichen gastrischen Beschwerden (Kopfschmerz, Fieber, belegte Zunge) zeigen. Bis auf den höchsten Grad Ausgehungerte (Verirrte, Kriegsgefangene, von Seeräubern Gefangene) lasse man, wenn sich der Hunger bei ihnen als Gefrässigkeit ausspricht, nicht auf ein Mal zu viel, sondern erst wenig und nur allmählich mehr, auch zuerst leicht verdauliche Speisen, wie Schleime, Gallerte, leichte Fleischbrühen, geniessen, um den Magen nicht zu überladen, da derselbe der Verdauung ganz entfremdet ist. Der oben aus den *Memoirs of the medical society of London* citirte Vielfrass genas durch eine sehr sinnreich ersonnene Diät (s. *Wichmann's Ideen zur Diagnostik*, 1. Bd. Hannover 1800. S. 203). Man hat auf rasche, gänzliche Befriedigung der Esslust solcher Ausgehungerten, die sich als Polyphagie darstellte, plötzlichen Tod folgen sehen. (*Klein*, Wegweiser am Krankenbette, Artikel *Appetitus cibi vitia*). Menschen, welche im Anfall von Vielfresserei, in welchen sie oft die ekelhaftesten Dinge, selbst Steine (*Steinfresser*, *Lithophagen*), verschlucken, ein Verbrechen begehen, sind nach richtigen juristischen und psychologischen Ansichten nicht für zurechnungsfähig zu halten, sondern zu entschuldigen; jedoch ist darauf zu sehen, ob die Fresslust auch etwa simulirt ist, was sich auf die oben angegebene Art ermitteln lässt. (Man lese den Rückzug des französischen Heeres aus Russland, von der *Beresina* aus.) Genuss schädlicher Dinge, wie er bei der sogenannten *Pica* vorkommt, unterlasse man ganz, daher auch die *Allotiro*- und *Lithophagia*.

Pomade, schädliche, s. **Pigmente, schädliche**.

Population, Bevölkerung. Obgleich schon beiläufig dieses Genusstandes anderswo gedacht worden (s. *Civilisation*, Ehe I, 346, Fruchtbarkeit der Ehen I, 531. *Leben* II. S. 13 bis 22 und *Sterblichkeit*), so wollen wir dennoch Folgendes hier besonders bemerken, und zwar um so mehr, da der Artikel im Hauptwerke vergessen worden ist. Im engeren Sinn ist Bevölkerung nicht die Zahl des Volks, sondern das Verhältniss, in welchem die Zahl der Bewohner zu dem Raume steht, auf welchem sie leben. Diese Bevölkerung ist ausserordentlich verschieden. Es giebt auf der Erde noch grosse Länderstriche, wie im Innern von Amerika, Neuholland etc., welche der Fuss eines Menschen vielleicht noch nie betreten hat, — andere, welche sehr sparsam und dürtig be-

Most Staatsarzneikunde. Supplementband.

wohnt sind. Auf der Fläche einer □ Meile wohnten von circa 10 Jahren in

Belgien	7000 Seelen.
Irland	6000 —
England, ohne Wales	5488 —
Deutschland	3303 —
Frankreich	3261 —
Österreich, Monarchie	2620 —
Preussen	2580 —
Spanien	1651 —
Europ. Türkei	951 —
Asien, etwa	500 —
Schweden und Norwegen	285 —
Afrika, z. B. Ägypten	185 —
Asiat. Russland	48 —
Sibirien	10 —
Neuholland	8 —

Wenn wir wissen, dass Neuholland, das osmanische Reich in Europa u. a. Länder mehr im Durchschnitt Europa an Fruchtbarkeit des Bodens noch übertreffen; so sieht man leicht ein, dass die Furcht vor Übervölkerung auf dem Erdboden, wie sie *K. A. Weinhold* u. A. aussprachen, noch wenig begründet sein könne. — Zum Theil ist an der verschiedenen Bevölkerung das Klima schuld; denn höchstens bis zum 60° N. u. S. Breite ist die Erde zum Ackerbau geeignet. Darüber hinaus ernähren den Menschen nur dürrig Viehzucht, Jagd und Fischfang. Anderentheils liegt die Ursache der geringen Bevölkerung in mangelnder oder schwacher Civilisation (s. d.), in mangelhafter Verfassung und Verwaltung des Staates. — Die Bevölkerung der Erde hat im Ganzen immer zugenommen, wenn auch in manchen Ländern ein Abnehmen der Fruchtbarkeit, Erdbeben, Pest, Krieg, schlechte Verwaltung plötzliche oder allmähliche Verminderung der Volksmenge bewirkt haben; wie denn Deutschland durch die Pest in der Mitte des 14ten Jahrhunderts und durch den dreissigjährigen Krieg ausserordentlich geschwächt und um viele Millionen Menschen ärmer geworden ist. Dagegen hat sich Irland im Laufe eines Jahrhunderts von zwei auf acht Millionen Menschen vermehrt. In der Volkszahl liegt die physische Macht und Grösse eines Volkes, die aber um so stärker ist, je schneller sie auf einen Punkt zum vereinigten Handeln zusammengebracht werden kann. Ein kleineres, aber stark bewohntes Land ist daher stärker, als dieselbe Volkszahl auf einem grossen Raum zerstreut. Dagegen besitzt ein Staat, welcher das Maximum seiner Bevölkerung noch nicht erreicht hat, in der Ausdehnung seines Landes das Mittel, ohne Erweiterung der Grenzen, also ohne Eroberung, seine Kräfte zu vermehren, und sich durch Zunahme der Bevölkerung auf eine weit höhere Stufe der Macht zu erheben. Wenn Russland seine europäischen Länder (mit Einschluss von Polen auf 75,000 □ Meilen) auf eine Bevölkerung von 2500 Menschen auf die □ Meile erhebt, so wird es dadurch allein ein Reich von nahe an 200 Millionen Menschen. Ältere Politiker meinten, die wichtigste Aufgabe der Staatsklugheit sei: für die Vermehrung der Bevölkerung zu sorgen. *Sonnenfels* (Grunds. d. Policei etc. 1765. Th. I. S. 22) sagt: „Die Vergrösserung der Gesellschaft enthält alle untergeordneten einzelnen Mittel in sich, welche zusammen die allgemeine Wohlfahrt befördern.“ Dieser Satz ist nur halb wahr. Die Erfahrung hat gelehrt, dass nur 1) eine naturgemässe, nicht übereilte, und 2) eine gesunde, moralisch und physisch kräftige, der höhern Civilisation nachstrebende Bevölkerung die allgemeine Wohlfahrt, die Kraft und das Glück der Staaten begründe. Die deutschen Ansiedlungen in Spanien, Russland, Brasilien etc. haben im Ganzen diesen Ländern keinen Segen gebracht. Künstliche Vermehrung der Bevölkerung taugt nichts, — die Faulen, Unzufriedenen, der Sinnenlust und den Leidenschaften Ergebenen verlassen die alte Welt, weil sie in der neuen die gebratenen Gänse in der Luft fliegend glauben, — sie legen nirgends ihre Untugenden ab, versinken auch dort bald in Armuth

und sind nur ein Nachtheil für den Staat. Die Sorge für Vermehrung der Bevölkerung ist nur etwas Physisches, das Moralische ist die Hauptsache. Es kommt nicht auf die Zahl des Volkes, sondern darauf an, wie es mit der Bildung des Geistes und Charakters beschaffen ist. Ein freies, Recht und Ehre liebendes Volk ist auch tapfer, arbeitsam, mässig; ein wahrhaft aufgeklärtes Volk lässt sich nicht durch Lüge und Volksverführer zu religiösem oder politischen Fanatismus hinreissen, ist aber durch Offenheit und Vernunftgründe zu regieren und einer hohen Begeisterung fürs Vaterland fähig. Ein solches Volk ist stärker, als ein zehnmal zahlreicheres ohne die genannten Eigenschaften. Nur durch das gesellschaftliche Band wird der Mensch der Herr der Thierwelt; seine Kraft wächst, so wie sich die Mittel seiner Thätigkeit vermehren; dem Schwachen wird die Kraft des Stärkern, der schwachen Kindheit und dem kraftlosen Alter die Hülfe des Erwachsenen zu Theil. Nur auf solche Weise sind die nothwendigsten Lebensrequisite, die Bedingungen zur Erhaltung des Daseins: Wohnung, Nahrung, Kleidung, genügend zu erlangen, und sie werden um so besser sein, je vollkommener der Zustand der Gesellschaft selbst ist. Durch Einsicht und Verstand wird der Mensch Lenker und Herrscher der ganzen Natur; er lernt alle Körper und ihre Beziehung auf seine Bedürfnisse kennen, und sie zu seinem Vortheile zu benutzen und abzuändern. Mit der Einsicht in die Kenntnisse der Natur, die eine nothwendige Folge der höhern Civilisation ist, wie wir sie z. B. vor allem in England sehen, — wächst die Summe der Mittel, die Existenz einer zahlreichen Bevölkerung zu begründen und ihre Subsistenz zu sichern. Die Civilisation hat sich im Laufe von Jahrhunderten auf einen immer grössern Raum der Erde verbreitet, da sie im Alterthum nur um das Becken des Mittelmeers herum, wo die alten Basen, — bei denen eine ganze Literatur untergegangen, — wohnten, verbreitet war, und unsere Zeit charakterisirt sich durch die zunehmende Tendenz nach einem allgemeinen Naturstudium. Nur die fortschreitende Cultur ist es, die den Menschen auf einen höhern Standpunkt der geistigen Bildung stellt und seinen Gesichtskreis erweitert; nur ihr verdanken wir die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen: das Wiederaufblühen der classischen Literatur unter *Petrarca* und *Boccaccio* im 15ten Jahrhundert, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung eines Continents, der vom 50. Grade südlicher bis zum 50. Grade nördlicher Breite reicht, obgleich ihn geistlose scandinavische Schiffer schon im Jahr 1003 betreten hatten, nur sie ist es, die einen *Colomb*, *Vasco de Gama*, *Magellan*, *Cook* u. A. zu jenen grossen Entdeckungen führte, die den bedeutendsten Einfluss auf unsere Zeit und unsere geographischen, statistisch-politischen, naturhistorischen u. a. Kenntnisse gehabt haben und noch haben. Jede nützliche Kenntniss, die der Mensch sich erwirbt, gewährt ihm mehr Kraft, Bequemlichkeit und Genuss, und er würde, mag immerhin sein Zellgewebe, nach *Blumenbach*, *Camper* u. A. sehr geschmeidig genannt werden, ohne diese Kenntniss nicht im Stande sein, in allen Klimaten der Erde fortzukommen, und sich somit als Herrn der Erde zu betrachten. — Gute Nahrung, Kleidung und Wohnung, angemessene und harmonische Übung der Körper- und Geisteskräfte, äusserer Wohlstand, das Gefühl moralischer Würde, Sicherheit der Person und des Eigenthums, — diese und viele ähnliche Dinge sind nur in civilisirten Staaten in möglichst vollkommenem Grade anzutreffen. Aber wer kennt den unendlich grossen Einfluss, den sie auf das Leben und die Gesundheit des Einzelnen und somit auf die Zunahme der Bevölkerung, und ihre goldenen Früchte für das Oberhaupt und die Glieder des Staats haben müssen? — Laut der Weltgeschichte war der Erdball im rohen Urzustande dem Fortkommen der Menschen, einzelne glückliche Gegenden Asiens, zumal Südasien auf dem Gebiet des heutigen Persiens (wohin die Geschichtsforscher das irdische Paradies der ersten Menschen, nach der Genesis, verlegen) abgerechnet, nicht ganz günstig. Verstand und Nachdenken mussten geweckt werden, und der Mensch auf Mittel sinnen, die Oberfläche der Erde bewohnbar zu machen; denn die verschiedenen Verhältnisse, unter

denen die Menschen sich seit Jahrtausenden befunden haben, nicht die Verschiedenheit der Menschenrassen, sind die Ursachen der Intelligenz und des verschiedenen Culturgrades, obgleich geschichtliche Thatsachen vorhanden sind, welche es ausser Zweifel setzen, dass in der caucasischen Race die Cultur am frühesten aufkeimte. Man vergleiche Deutschland, Gallien, England, wie sie früher zu *Tacitus*, *Cäsar's*, zu der Angelsachsen und Normannen Zeiten waren, und was sie dagegen jetzt sind. Der menschliche Fleiss, geweckt durch Intelligenz, Kunstsinn und Bedürfniss, trocknet Moräste, verändert das Bette der Flüsse, legt selbst unter diesen Communicationswege an — (der Tunnel unter der Themse) — rettet wilde Thiere aus, vermehrt die Zahl der nützlichen Thierarten, die er zu Hausthieren umschafft; — er cultivirt Gewächse und macht den Boden fruchtbar, durchwühlt, um nützliche Metalle zu gewinnen, den Schooss der Erde, er benützt zu seinem Besten Feuer und Wasser, Luft, Licht und Erde, Steine, Metalle und Dämpfe. Nur civilisirte Völker waren es, welche die Erdoberfläche verbesserten, und somit die Mittel der Subsistenz, mit deren Zunahme die Bevölkerung eines Landes in gleichem Verhältniss zu steigen pflegt, vermehrten, oder, was dasselbe ist, den Staat reicher an Unterthanen, d. h. kräftiger, und das Leben derselben glücklicher und angenehmer machten (s. *Malthus*, An essay on the principles of population. Vol. I. p. 33). Mit dem Sinken der Civilisation irgend eines Landes und irgend eines Volkes sinkt auch der Ackerbau, und der Erdboden, der früher die schönsten und reichlichsten Früchte trug, fällt zurück in den Zustand der Wildheit und Uncultur, wie davon Aegypten, Griechenland und andere Länder Zeugnis geben. Ohne Beförderung des Ackerbaues ist in der Regel an keine Vermehrung und Beglückung der Bewohner irgend des einen oder des andern Staates zu denken. Auch wird durch das Lichten der Wälder und durch den Ackerbau das Klima eines jeden Landes gemässigt, wie dieses, wollen wir anders den Nachrichten eines *Strabo*, *Julian* und *Diodor* von Sicilien Glauben beimessen, von Spanien, Frankreich, Deutschland und von ganz Nordeuropa selbst historisch nachgewiesen werden kann. So beschreibt, um nur ein Beispiel anzuführen, *Tacitus* (De morib. german. Cap. 2.) das alte Germanien in so abschreckender Gestalt, dass man es jetzt kaum wieder erkennt; denn er sagt: „Informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspicere, nisi si patria etc.“ Wie sehr hat hier die Civilisation die Cultur des Bodens und das Klima verbessert. Wie sehr kann noch jetzt der kalte Norden durch das Lichten der Wälder und durch den Ackerbau der gemässigten Zone successive näher gebracht werden! — Ähnliches finden wir noch jetzt in der neuen Welt, wo mit der Cultur des Bodens und dem Lichten der Wälder an den Strömen Ohio, Laplata, Mississippi etc. eine mildere Temperatur und eine grössere Salubrität der Atmosphäre, in dem so die Sonnenstrahlen durchs Eindringen in die Erdoberfläche mehr Wärme erregen, gleichen Schritt hält. In Amerika finden wir Gegenden, wo jetzt gesunde, starke und glückliche Menschen leben und ein hohes Alter erreichen, während die ersten Ansiedler einen so feuchten, unbewohnten und ungesunden Boden fanden, dass ganze Colonien ausstarben. Selbst noch in Deutschland und in unserer Zeit, hatten wir Gelegenheit, eine ähnliche Thatsache wahrzunehmen. Seit 40 Jahren herrschten in der Gemeinde Hovelhoff, ohnweit Paderborn, stationär Wechselfieber, die, erregt durch stehende Wasser, Sumpfluft und durch Waldungen, die dem Luftraum keinen freien Durchgang gestatteten, so bösartig waren, dass die Volkszahl sich daselbst von Jahr zu Jahr verminderte. Vor wenigen Jahren wurde laut öffentlichen Nachrichten der Dr. *Schmidt* dorthin gesandt, um die Ursachen dieser grossen Sterblichkeit zu untersuchen und dem Übel durch zweckmässige Mittel abzuhelpen. Er leitete einen fliessenden Bach durch die Sümpfe, so dass sie Abfluss bekamen, er suchte durch in die Waldung in nordöstlicher und nördlicher Richtung umgehauene Luftzüge den Winden von N. und NO. freien Zutritt zu verschaffen, und von der Zeit an verbesserte sich der Gesundheitszustand daselbst auffallend, so dass z. B. im

J. 1828 nur 61 Geburten, aber dagegen 147 Todte, im Jahr 1830, als diese Verbesserung stattgefunden, aber 100 Geburten und nur 57 Todte, im Jahr 1832 104 Geburten und 60 Todte gezählt wurden (s. Medic. Vereins-Zeitung. Berlin 1833. Nr. 44. p. 178). Ein gemässigttes Klima und eine gesunde Atmosphäre sind aber eben so nothwendige Requisite zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als gesunde Nahrung, und wenn Europa im Verhältniss zum Areal anderer Welttheile bekanntlich der bevölkertste Theil der Erde ist, so muss neben der frühen Cultur seiner Völker, neben der durch starke Willenskraft vermehrten Flexibilität der Menschennatur auch im Allgemeinen das mildere Klima Europas als ein nothwendiger Grund angesehen werden, der der Entwicklung und Bevölkerung in diesem Welttheile viel Vorschub geleistet hat. Die Ursachen aber, die das europäische Klima so milde machen, sind nach *Alex. v. Humboldt's* richtiger Ansicht folgende: a) weil Europa die Westküste des alten Continents ist, b) weil die europäischen Längengrade, bis zum Äquator verlängert, nicht ins Meer, sondern in den grossen afrikanischen Continent fallen, wo eine grosse Masse heisser Luftschichten aufsteigen, und endlich c) weil Europa von allen Continenten derjenige ist, der am wenigsten Massen gegen Norden hat, und sich überhaupt am wenigsten weit nördlich erstreckt. Nördlich von Europa ist freies Meer, dessen Eismassen dort einen leichtern Abfluss haben, als irgend anderswo; denn der Golfstrom zwischen Spitzbergen und Scandinavien erwärmt das Meer so sehr, dass hier selbst im Winter kein Eis zu finden ist (s. *A. v. Humboldt's* Vorles. über physikal. Geogr. Mnschpt. 1827). Das Leben des Individuums und somit die Gesamtzahl der Bewohner eines Staates gewinnt an Kraft, Ausdauer und Genuss durch zweckmässige Thätigkeit aller Organe; unter letztern ist aber das Gehirn dasjenige, dessen stets erneuerte Kraftäusserung zur Fortdauer des Lebens am unentbehrlichsten ist. Die Thätigkeit des Gehirns und der Nerven ist eben so nöthig zur Übung der Körper- als der Geisteskräfte. In der Regel werden geistreiche Menschen alt, und eine zweckmässige Übung der Geisteskräfte gehört mit zu denjenigen Staatszwecken, welche der Bevölkerung eines Landes günstig sind. Die Stoiker und Pythagoräer, jene Weltweise, die Mässigung und Beherrschung der Sinnlichkeit sich zur ersten Pflicht machten, erreichten fast durchgängig ein hohes Alter. Durch die fortschreitende Civilisation eines Landes werden alle feindseligen Leidenschaften gemildert, die Streitigkeiten seltener, selbst die Kriege menschlicher, weniger grausam und der Hang der Menschen zu den Freuden der Tafel, so wie zu übermässigen Sinnesgenüssen wird gemässigt. — Ein ungesundes, schlecht angebautes Land, das wegen seiner Lage oder aus Vorurtheil wenig Handlungsverbindungen hat, lässt, wie *Berand* mit Recht bemerkt, im Allgemeinen sicher auf eine beschränkte, arme, kümmerliche oder sieche Bevölkerung schliessen. Diese Regel trägt nicht, sie passt auf alle Länder der Erde, auf alle Perioden der Geschichte, auf die verschiedenen Classen der Geschlechter, und es ist ausgemacht, dass weder das Alterthum, noch der Norden der Erde in Bezug auf Nationalkraft, Bevölkerung, Lebensgenuss und menschliche vernünftige Freiheit der neuern Zeit, wie man wol behauptet hat, wirklich überlegen waren. — Mit der Civilisation geht der Einfluss des Christenthums gleichen Schritt. Christi Lehre fordert den Menschen zur Humanität auf, und ist so ein unerschöpflicher Quell des Guten, sie macht die Religion der Menschheit aus, während andere Religionen nur diesem oder jenem Volke, dieser oder jener Epoche der Entwicklungsgeschichte einzelner Nationen zukommen und sich aus ihren Irrthümern, Vorurtheilen und sonstigen besondern Interessen erklären. Erst durchs Christenthum ist die Einheit der Abstammung aller Menschen aufgestellt, erst dadurch ist die Idee der Verwandtschaft aller Menschen entstanden und die persönliche Freiheit eines grossen Theiles des Menschengeschlechts begründet, den man vorher von einer niedern und ganz verschiedenen Organisation hielt. Eine Religion, welche uns befiehlt, das Laster der Hurerei und andere Ausschweifungen zu unterdrücken, niedere Sinnlichkeit fern zu

lassen, keine Kinder, wie die Römer es machten, auszusetzen, dagegen in vernünftiger, züchtiger Ehe zu leben, jeden Menschen als Mensch, als Bruder zu behandeln, keine Sklaverei und Tyrannei zu dulden, alle edle Tugenden zu cultiviren und uns milder Sitten zu befehligen und die Civilisation zu befördern; — eine solche Religion kann unmöglich der Bevölkerung und dem Glücke eines Staates hinderlich sein. *Süssmilch* (göttliche Ordnung etc. Th. 2 S. 118) beweist aufs bündigste, dass das alte Rom keinesweges die Menge seiner Unterthanen der Religion, sondern der politischen Verfassung und den Ackergesetzen zu verdanken gehabt habe. So wie dagegen die christliche Religion sich in irgend einem Lande verbreitete, erwachten mit ihr, wie wir dies z. B. von Deutschland historisch nachweisen können, Künste und Wissenschaften, die dem Culturzustande des Volkes und mit ihm der Bevölkerung ausserordentlich günstig waren. Christi Lehre steht, vermöge ihres allgemeinen Geistes, durchaus in keiner Beziehung zu den Interessen und Ideen der Zeit, und dadurch bewährt sie sich als Ausfluss des Principes der Einigkeit selbst. Sie wandelt die Menschen zu Menschen um, und wirkt somit auch mittelbar mächtig und vortheilhaft auf die weltlichen Verhältnisse des Lebens. Alles arbeitet nach dem grossen Weltenplan dahin, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen, und selbst die Eroberungen Alexander's von Macedonien, die der Römer, der Araber, die Kreuzzüge, die Völkerwanderungen, welche in der alten Welt von Osten nach Westen, in der neuen von N. nach S. stattfanden, der 30jährige und 7jährige Krieg, die französische Revolution, die grossen Heerzüge unter Napoleon, die Leipziger Völkerschlacht, der siegreiche Russisch-Türkische Feldzug, — sie alle sind, wenn sie auch an einzelnen Punkten der Erde augenblickliche Calamitäten herbeiführten, dennoch treffliche Mittel in der Hand der weisen Vorsehung die Menschheit der Civilisation und Humanität näher zu führen, eine kräftige Bevölkerung zu befördern und das grosse unsichtbare Band enger zu knüpfen, das die ganze Menschheit mächtig umschlingt, — Man hat die Ungleichheit des Privateigenthums, die mildern Sitten, den Gebrauch des Weins, des Kaffees, Thees etc. als Nachtheile der steigenden Cultur und als schädlich für die Gesundheit der ganzen Volksmasse angeklagt; man hat aber dabei, wie *Berand* mit Recht bemerkt, ganz einseitig die Nachtheile des Missbrauchs, den Einzelne damit treiben, ins Auge gefasst, aber zugleich übersehen, dass die Vortheile des mässigen Gebrauchs für die grosse Volksmasse die Nachtheile des Missbrauchs für den Einzelnen weit überwiegen. *Abusus non tollit usum!* — Wie wenig für die arbeitende Classe, zumal für Tagelöhner, Fischer, Schiffer, Zimmerleute, Seiler und andere ähnliche Handwerker, die den grössten Theil des Tages im Freien arbeiten und sich jeder Witterung exponiren müssen, die Mässigkeitsvereine und die gänzliche Enthaltung vom Genuss geistiger Getränke nützen, darüber kann England und Amerika aus der neuesten Zeit Thatfachen in Menge liefern; denn die Sterblichkeit nahm bei der arbeitenden Classe, so wie sie sich gänzlich des Genusses der Spirituosa enthielt, dort bedeutend zu. — Vergleichen wir die Thatfachen aus einer frühern Zeit mit den Resultaten, die uns die Gegenwart darbietet, so geht daraus evident hervor, dass die Sterblichkeit eines Landes oder einer Stadt sich in eben dem Masse vermindert, wie die Civilisation daselbst fortschreitet, und dass dadurch am meisten die Volkszahl zunehmen muss, bedarf keines Beweises. So zählte man z. B. in London 1700 nach *Heberden's* Angaben, 1 Todten auf 20, im Jahr 1750 1 auf 21, im Jahr 1801 1 auf 35, und später nur 1 auf 38 Menschen (s. Civilisation und Sterblichkeit). In Frankreich starb 1700 1 von 30, 1825 nur 1 von 39. Von 100 neugeborenen Kindern starben früher in den ersten 2 J. 50, gegenwärtig nur 30½. Von letzterer Zahl rechnete man früher nur 21½ M., welche das 50. Jahr erreichten, gegenwärtig gelangen 32½ zu diesem Alter. Im 14ten Jahrhundert war die Sterblichkeit in Paris, wie 1:16, im 17ten Jahrhundert wie 1:27, gegenwärtig wie 1:39½. Ausserdem ist es Thatfache, dass von einer gleichen Zahl Kinder aus der

wohlhabenden und aus der der dürftigen Classe von den letztern noch einmal so viel sterben, als von erster, und bei allen miasmatischen und contagösen Seuchen zeigt sich die grösste Sterblichkeit in den ärmsten Classen der Gesellschaft (s. *Malthus* l. c. III. p. 68), ja die morgenländische Cholera ergriff in manchen Städten fast allein die niedern Stände, und die wohlhabenden blieben fast alle verschont. — Je tiefer die Stufe der Civilisation und je grösser das Elend ist, worin die Menschen leben, desto grösser ist die Sterblichkeit unter ihnen. Von den Negersklaven stirbt jährlich $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$; auf Martinique und Guadeloupe kommen unter 100 Freigebornen von afrikanischer Abkunft vier Geburten vor, während bei 100 Sklaven nur 2 Geburten gezählt werden; auch zieht diese unglückliche Menschenklasse es oft vor, die eigenen Kinder zu verstümmeln, sie stumm, blind, taub zu machen, als sie dem traurigen Loose, worunter sie selbst seufzen, zu übergeben (s. *Malthus* l. c. Vol. III. S. 15—32). Die freien, in der englischen Armee dienenden Neger verlieren jährlich von 100 durch den Tod $\frac{3}{5}$, die Sklaven hingegen 17 von 100, also beinahe sechsmal so viel. Die Sklaven in Amerika können ihre Zahl nicht durch die Geburten erhalten, sie vermindern sich jährlich, und müssen stets durch Neuangekaufte ersetzt werden. Kein Viehstamm, sei er von Pferden, Rindvieh oder Schafen, zeigt eine solche Sterblichkeit, — ohne Zweifel deshalb, weil man das Vieh besser hält, als jene unglücklichen Menschen. Auch in der Türkei, so wie in jedem Lande, wo noch mehr oder weniger Sklaverei herrscht, zeigt sich nach *Berand* ein ähnliches Missverhältniss, das auch aus gleichen Gründen, nach *Strabo*, zur Zeit der Römer stattfand; denn ein Volk, dessen Haushiethiere von gefesselten Sklaven bewacht wurden, dessen Felder Sklaven in Fesseln bebauten, das zu seinen Vergnügungen die mörderischen Kämpfe der Gladiatoren zählte, und dessen Imperatoren ihre Gewalt aufs frevelhafteste missbrauchten, und Barbarei und Mordsucht übten, steht doch wahrlich noch nicht sehr hoch auf der Stufe echter Civilisation — die ohne Humanität nicht gedacht werden kann —; und dennoch wollen unsere pedantischen Schulmänner noch immer alle Jugendbildung auf das Studium der römischen und griechischen Autoren beschränken, und diese als die einzigen Muster ihren Zöglingen vorstellen, indem sie so das Ziel jeder wahren Bildung, das ohne Humanität nicht zu finden ist, gänzlich verkennen, auch mit den unsterblichen Werken genialer Geister neuerer Zeit: eines *Petrarca*, *Ariost*, *Dante*, *Cervantes*, *Shakspeare*, *Lessing*, *Klopstock*, *Goethe*, *Wieland*, *Herder*, *Schiller*, *Tieck*, *W. Scott*, *Byron*, *Victor Hugo*, *Lamartine* etc. unbekannt sind. Mit Recht sagt *Pauli* (s. Leipz. lit. Conv. Bl. 1825. Nr. 296.), „dass durch die vorzugsweise Betreibung der alten Sprachen auf Deutschlands Schulen der Geist des Heidenthums fortgepflanzt und der des Christenthums dagegen unterdrückt werde, auch dass das Schreiben und Sprechen dieser Sprachen zu den Charlatanerien unserer Zeit gehöre;“ ich füge noch hinzu, dass der gelehrte Kastengeist nur erst dann verschwinden und alle nützliche Kenntnisse populairer, allgemeiner verbreitet, und so Eigenthum einer ganzen Nation werden können, wenn die Betreibung der alten Sprachen vor der der neuern nicht mehr, wie bisher, den Vorzug erhält. — Den Umstand, dass die Sterblichkeit in den bedeutenden Städten etwas grösser, als in den kleinen Städten und auf dem Lande ist, hat man als einen triftigen Einwurf gegen die wohlthätigen Einwirkungen der Civilisation aufgestellt; indessen ist die Bevölkerung einer grossen Hauptstadt doch nie so bedeutend, dass sie mit der des ganzen Landes eines Staates nur je zur Hälfte oder zu ein Drittel gleichkäme; auch vermindert sich diese Sterblichkeit in den Städten jährlich, sowie für die Gesundheit der letztern mehr und mehr gesorgt wird, und jemeher die Bedingungen zur Beförderung und Verlängerung des Lebens: Salubrität des Klimas, trockne Luft, hohe Lage des Landes, wie bei Bergbewohnern, eine angeerbte und erworbenene dauerhafte Lebensconstitution, Abstammung von recht alt gewordenen gesunden und starken Eltern, mittlerer Zustand in allen Lebens- und Körperentwickelungen, Lebensthätigkeit ohne Lebenserschöpfung,

und endlich Harmonie des innern Lebens, fern von heftigen Leidenschaften: Ehrgeiz, Stolz, Gram, Sorgen, Angst etc. gleichzeitig angetroffen werden. Übrigens sind die Städte für die bürgerliche Gesellschaft eben so unentbehrlich, wie manche als ungesund verrufene Handwerke und Gewerbe; denn sie vermehren das Gesamtleben der Bevölkerung. — Es lässt sich historisch nachweisen, dass durch die Civilisation die Menschen seit dem 16ten Jahrhundert im Ganzen weit kräftiger und gesunder geworden sind, und dass seit circa 300 Jahren das wahrscheinliche Leben des Menschen, d. h. dasjenige, zu welchem die Hälfte der Gebornen gelangt, um fünfmal an Länge zugenommen hat. Nach den Nachrichten von Reisenden und Missionairen, namentlich nach *Robertson, P. Fouqué, Peyrouse, Cook* u. A. werden wilde Völker nie so alt, als civilisirte. Viele Krankheiten, wogegen die südamerikanischen Wilden keine Heilmittel kennen, rafften sie in grosser Zahl weg; Pocken und bösartige Fieber zerstören dort ganze Völkerschaften, und ihre Gefühllosigkeit ist so gross, dass sie für ein Messer oder ein Beil ihre eignen Kinder verkaufen (s. *Malthus* a. a. O. Vol. I. p. 63—70. Vol. VI.). *Fouqué* fand unter den Wilden auf seinen Reisen selten einen Greis, *Raynal* spricht fast eben so von den Wilden in Canada, und *Cook* und *Peyrouse* bestätigen diese Beobachtungen in Hinsicht der Nordwestküste von Amerika. *Mungo Park* sagt, dass die afrikanischen Neger höchst selten alt würden, und ein Gleiches berichtet *Bruce* von den Abyssiniern. *Villermé* hat erwiesen, dass unter einer gegebenen Zahl von Personen gleichen Alters Wohlhabende stets eine grössere Wahrscheinlichkeit der langen Lebensdauer für sich haben, und dass z. B. die Sterblichkeit in den ärmern Stadtvierteln immer am grössten ist. In grossen Städten trägt besonders ungesunde Luft, feuchte Wohnung, Verwahrlosung und schlechte Nahrung, Wartung und Pflege dazu bei, dass hier, zumal unter den Kindern die Sterblichkeit so gross ist; auch sind hier die Kinder häufiger epidemischen Krankheiten unterworfen, und diese wüthen dann unter ihnen stärker und werden dadurch tödtlicher, als auf dem Lande, wie dieses auf den Sterbelisten nachgewiesen werden kann. So z. B. stirbt in London die Hälfte aller Gebornen unter 3, in Wien und Stockholm unter 2, in Manchester und Norwich unter 5, in Northampton unter 10, auf dem Lande dagegen erst nach 13, 14—16 Jahren und darüber. Auch in den Gefängnissen steht die Sterblichkeit stets im umgekehrten Verhältnisse zu der Sorgfalt, die man den Gefangenen widmet. Nach *Villermé's* Bericht über die Sterblichkeit unter den Galerensklaven in Rochefort ist letztere sehr gross, weil die Stadt mit Morästen umgeben ist, und in ihr daher viele Krankheiten, namentlich bösartige Wechselfieber herrschen, so dass noch im Jahr 1800 5 Jahre unter den Galerensklaven dort zu leben, einem Todesurtheile gleich kam; weil zu dem Elende dieser Menschen hinsichtlich der Nahrung, Pflege und der engen, feuchten Wohnungen noch die Sumpfluft das ibrige beitrug. — Einen der besten Beweise für den günstigen Einfluss der Civilisation auf die Gesundheit des Volkes giebt nach *Berand* der Umstand, dass die Zunahme der Bevölkerung mit der steigenden Civilisation immer gleichen Schritt hält. Alles, was der Fortpflanzung und Vermehrung der menschlichen Gattung günstig ist, befördert auch die Kraft und die Gesundheit eines jeden einzelnen Individuums. Eines ist selbst nur die Folge des Andern. Die Zahl der Ehen, ihre Fruchtbarkeit, die Gesundheit und Zahl der Kinder, die das Alter der Erwachsenen erreicht — alles dies richtet sich nach der Kräftigkeit der Eltern, nach den Mitteln der Subsistenz und dem Stande der öffentlichen Gesundheit, wie der des Individuums. Die Population ist bei den Wilden bekanntlich nur gering; sie nimmt aber mit den Fortschritten der Civilisation zu. Jeder schlechtgenährte, kränkliche Mensch ist gewissermassen überzählig; denn er stirbt auf irgend eine Weise, und wenn ihn nur ein leichtes Übel trifft, bald dahin. Jedes früh gestorbene Kind ist ein nicht fruchttragendes oder verlorne Capital, und wir müssen bei dem Tode eines solchen ausser dem Verlust des Individuums noch den Verlust der von ihm verzehrten Nahrungsmittel in Anschlag bringen,

die für ein anderes Individuum, bei dem sie besser angeschlagen hätten, verloren gingen. Der Tod vieler Kinder im zarten Alter hält daher die Bevölkerung eines Landes am meisten auf, denn nicht die Zahl der Geburten, der Gebornen, nur die Zahl der Erwachsenen vermehrt die Zahl der Bevölkerung. Letztere ist nun freilich in Europa seit 30 Jahren im Ganzen bedeutend gestiegen, besonders in Folge einer bessern körperlichen und geistigen Erziehung der Kinder und der grossen Wohlthat der jetzt schon allgemein verbreiteten Schutzpockenimpfung; aber dennoch kann sie in vielen Staaten unsers Welttheils noch zu einer höhern Stufe der Vollendung gelangen, wenn wir alle jene, hin und wieder noch bestehende Hindernisse entfernt sehen, die als stete Begleiter zu geringer Civilisation dem Leben des Einzelnen, zumal der zarten Kindheit, feindselig entgegenreten. — Es ist hier nicht der Ort, noch weitläufiger sich über Bevölkerung, ihre Ursachen und Hindernisse etc. auszulassen. Wir bemerken nur schliesslich, dass der Zeitpunkt von Übervölkerung unsers Planeten noch sehr fern sein müsse, vielleicht nie eintreten werde, da die Vorsehung stets auf neue Mittel bedacht ist, die Menschen zu nähren, — Mittel, die wir zum Theil noch gar nicht kennen, so wie vor Amerikas Entdeckung die Irländer auch die Kartoffeln nicht kannten, ohne welche jetzt die Hälfte des Volkes in einem Jahre verhungern müsste. — Irland könnte seine 8.000.000 Einwohner und noch mehr ernähren, wenn der Boden nicht in den Händen weniger grosser Besitzer wäre, und die Kirche durch den Zehnten dem armen Arbeiter seinen Lohn verkümmerte. Schon *Plinius* sagt: Die grossen Güter haben Italien zu Grunde gerichtet. So wird es auch Irland, so einzelnen Gegenden Deutschlands ergehen, wo der Eigennutz herrscht, an keine moralische Bildung des Volkes gedacht wird und man von der Heiligkeit des Familienlebens keinen Begriff hat.

Porterbiere, s. Getränke. Th. I. S. 647.

Post, s. *Ledum palustre*.

Poudrette. So nennt man bekanntlich das aus Menschenkoth bereitete Düngmittel, womit namentlich einige grosse Städte Frankreichs bedeutenden Handel treiben, z. B. Paris, wo jährlich auf dem Schindangerplatze zu Montfaucon (nördlich von der Hauptstadt durch die Barrière du Combat, nicht weit von der Strasse nach Meaux) nahe an 20.000 Wagen voll, jeder mit 30 kleinen Tonnen (*tinettes*, zusammen 72 Kubikfuss gross) belastet, bereitet werden. Das grosse Unglück, welches sich im Jahr 1818 auf einem mit Poudrette zu Rouen beladenen Schiffe, bestimmt nach Gadeloupe, während der Fahrt ereignete (s. Th. II. S. 779), bewog den unsterblichen, edlen *Parent-Duchatelet* die Poudretteanstalt zu Montfaucon genau zu untersuchen. Ausführlich finden wir darüber berichtet in dessen „Hygiène publique, Par. 1836. Tom. 2. p. 257—284“ unter der Überschrift: „Recherches pour découvrir la cause et la nature d'accidens très graves développés en mer, au bord d'un bâtiment chargé de Poudrette, intéressant la santé des marins, le commerce et l'industrie.“ Auf dem Schiffe, Arthur genannt, starb unterwegs nicht allein die Hälfte der Mannschaft, und die andere Hälfte gelangte nur höchst krank und schwach an den Bestimmungsort, sondern auch die Arbeiter, welche die Schiffsladung daselbst ausbrachten, wurden theilweise von derselben bössartigen Krankheit ergriffen.

Um die Poudrette auf der *Voirie* zu Montfaucon zu bereiten, wird der mit Feuchtigkeiten und Urin vermischte Menschenkoth zuerst in grosse Bassins gebracht, sechs an der Zahl, die bei der bergigen Lage des Ortes einer über dem andern liegen, wovon die beiden obersten den Koth in die vier andern, die eigentlichen Behälter, führen, damit hier die flüssigen Theile theils weggeleitet, theils durch Austrocknung entfernt werden. Hier bleibt der Koth lange Zeit liegen — früher selbst 3—4 Jahre, wo er dennoch nichts desto weniger nur halb trocken ist und daher aus den Bassins

entfernt und mässig dick auf einem besondern Platze zum schnellern Trocknen ausgebreitet wird, wobei man mit Pferden gespannte Eggen zu Hülfe nimmt. Auch hier ruht die Masse oft lange Zeit, bis sie ganz trocken ist, was mit vom Wetter und von der Jahreszeit abhängt, wobei dieselbe in einzelne Haufen geschaufelt wird. Zuletzt wird sie mit Schaufeln, Harken und Hacken von Weibern zerstückelt und pulverisirt. Sie bildet dann eine leichte, schwarzgraue, sich schmierig anfühlende (*onctueux au toucher*) sehr theilbare, eigenthümlich fade und ekelhaft riechende Düngererde, welche theuer bezahlt wird. Die so bereitete Poudrette hat eine grosse Neigung Feuchtigkeiten anzuziehen, wobei sie sich erhitzt, in eine faule Gährung übergeht und die scheuslichsten Dünste bei bedeutend erhöhter Temperatur in ihrem Innern und der nächsten Umgebung verbreitet. Auch schon, bevor sie fertig ist und noch in Haufen steht, ist im Sommer diese erhöhte Temperatur ihr eigen, die sich stets zeigt, sobald sie aufs Neue in Haufen gebracht oder umgerührt wird. — *Parent* (l. c. p. 273) drückt sein Erstaunen darüber aus, dass er zu Montfaucon statt, wie er geglaubt, dort eine schwächliche, ungesunde Bevölkerung anzutreffen, eine recht kräftige gefunden, so dass er auch nicht einen leidend aussehenden Arbeiter erblickt habe, wovon die lange Gewöhnung nicht die Ursache sein könne, weil auch neu angekommene Arbeiter eben so gesund blieben, wie die ältern. Ja, unter den Arbeitern herrscht der Glaube, dass die Ausdünstungen bei der Bereitung der Poudrette wohlthätig auf die Gesundheit wirkten. Er erfuhr ferner, dass von den dort mehrere Jahre herrschend gewesenen contagiösen Fiebern kein einziger Arbeiter ergriffen worden sei; auch fand er, dass keiner an Hautübeln oder Ungeziefer litt, und dass drei junge Frauen, die mehrere Ärzte für schwindsüchtig erklärt, nachdem sie dort einige Wochen gearbeitet, vollkommen gesund geworden, ja dass bei Andern, die an Rheuma, Gicht, an örtlichen Leiden der Glieder gelitten, sich eines eben so glücklichen Erfolges versichert hätten, wenn sie den Muth gehabt, entweder das leidende Glied oder den ganzen Körper in eins der letzten Bassins zu stecken. — Diese Thatsachen scheinen im Widerspruch mit jenen auf dem Arthur zu stehen. Der Unterschied ist aber der, dass im engen Schiffsraume der stete freie Zutritt der Luft fehlte, dass die Poudrette feucht wurde, sich stark erhitze, dagegen in Montfaucon wegen seiner hohen bergigen Lage die Luft durch fortwährend stattfindende Winde jeden Augenblick gereinigt wird. — Zur Verhütung ähnlichen Unglücks rath *Parent* (l. c. p. 277) die Vermischung der Poudrette mit Gyps an, worauf dieselbe fest in Tonnen gepackt, und im Schiffsraum, wo die Tonnen liegen, ein allenthalben hinstreichender Luftstrom durch Windfänge, Ventilatoren und offenstehende Lucken, so lange es Wind und Wetter erlauben, angebracht wird.

Präpotenz, geschlechtliche, übermässiges Geschlechtsvermögen, *Praepotentia sexualis*. Ein ungewöhnlich starkes Geschlechtsvermögen kann — nach *Schmalz* sen., (*Siebenhaar's* Handb. der gerichtl. Arzneykunde Th. II. S. 332—336) — stattfinden in Bezug *A*) auf die Grösse der Genitalien, *B*) auf die Häufigkeit und Heftigkeit der Geschlechtshandlungen, *C*) auf die Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebes. In den ersten beiden Hinsichten ist die Präpotenz in der Regel nur relativ, und kann daher nur dann einen Scheidungsgrund abgeben, wenn der Beischlaf die Gesundheit des andern Gatten gefährdet oder ihm schmerzhaft ist. Der dritte Fall bezieht sich gewöhnlich nur auf den ausserordentlichen und gesetzwidrigen Beischlaf, z. B. Nothzucht. (s. d.) — *A*. Ein Maass für die Grösse der Geschlechtstheile ist nirgends festgesetzt, übrigens auch weder ausführbar, noch nöthig, da Penis und Scheide in der Regel sehr bald ihre gehörige Proportion finden (s. Empfängnissfähigkeit *E*). Indess sind die Fälle, wo ein Übermass derselben zur gerichtlichen Klage kommt, doch nicht ganz selten. *a*) Vorstehendes gilt vorzugsweise von dem männlichen Geschlechte, namentlich von der Ruthe. Ist diese entweder an sich oder im Verhältnisse gegen die weibliche Scheide zu lang oder zu dick,

so können theils von dem Anstossen derselben an den sehr empfindlichen Muttermund, theils von der allzugrossen Ausdehnung der Scheide, heftige Schmerzen, Zuckungen, Muttervorfälle, Blutflüsse, Leukorrhöen, Skirrhistäten entstehen (*Zacchias*, Quaest. m. l. L. VII. Tom. III. qu. 5 et 7., *Valentin*, Novell. m. l. Cas. 5., *Teichmeier*, Institut. m. l. C. XV. qu. 5. p. 17., *Haller*, Vorles. I. S. 407. und Bibl. med. pr. Tom. III. p. 319., *Stark*, n. Archiv. I. 2. S. 386 ff., *Schurig*, Spermat. C. X.). Diese Zufälle werden besonders durch eine allzugrosse Länge des Penis bewirkt, können aber theilweise verhütet werden, wenn der Beischlaf recht behutsam ausgeübt (*Heucher* De sterilitate, L. I. Cap. de magnitud. penis) und das Glied durch einen übergesteckten Ring (*Onomatol.* m. pr. II. p. 1269) oder Wulst (*Pyl* Aufs. III. S. 146), oder noch besser durch ein darum gewickeltes seidenes oder feines baumwollenes Tuch (*Masius*, Handb. I. S. 168. Note 5.) gleichsam verkürzt wird. Der ungewöhnlichen Dicke desselben ist nicht abzuhelfen; doch kann die Scheide oft zu grösserer Ausdehnung gebracht werden, z. B. durch erweichende Einspritzungen oder künstliche Erweiterung; auch sind jene Zufälle in der Regel hier geringer, wenn nicht örtliche, schmerzhaft werdende Übel vorhanden sind, z. B. grosse innere Hämorrhoidalknoten, welche bei dem Ausdehnen der Scheide durch das starke Glied gepresst werden (*Edingb. med. Es.* II. p. 447). — Auf die Länge, Weite und Integrität der Mutterscheide kommt hierbei sehr viel an, und darum kann eine und dieselbe Ruthe für das eine Frauenzimmer zu gross, für ein anderes gerade willkommen sein. Ein Penis freilich von 19 Zoll Länge und 32 Zoll Peripherie, wie ihn *Corse* (Med. and chir. Transact. of the med. and chir. soc. of London II.) sah, dürfte nirgends Eingang finden. — Für eine geräumige Scheide ist auch eine doppelte Ruthe, bei sonst guter Bildung und Stellung, kein Hinderniss der Begattung und Zeugung. Beispiele von wirklicher Duplicität findet man bei *Schenk* (Obers. Liv. IV. Obs. 8.), bei *Bartholin* (Hist. anatom. Cent. IV. hist. 22.), in *Ephem. N. C.* Dec. III. ann. 8. obs. 77., in *Schurig*, Spermat. p. 129., in *Sinibaldus*, Genenthr. p. 577., in *Voigtel*, Pathol. anat. III. p. 379., in *Cohen*, Abh. vom Steine, p. 197., in *Götting. gel. Anz.* 1802. S. 466. *Sikora* (Consp. med. leg. II. §. 14.) spricht sogar von einer dreifachen Ruthe. — b) Aber auch eine allzuweite Mutterscheide kann möglicherweise ein Gegenstand der Klage sein, weil die zur Vollziehung des Beischlafes erforderliche Reibung nicht erfolgen wird. Dies dürfte jedoch nur selten und nur dann der Fall sein, wenn der Penis mehr dünn als dick ist. Das Übel wird theils durch zusammenziehende Einspritzungen, theils durch ein passendes Benehmen der Frau während der Beiwohnung zu vermindern sein, oder nach *Siebold's* (Frauenzimmerkrankheiten I. S. 350) Vorschlag durch Einbringung eines Schwammes oder dergleichen in eine Seite der Vagina, oder durch einen Ring von Gummi elasticum, welcher beim Coitus über die Eichel gestreift wird, um bei dem Frauenzimmer einen grösseren Reiz zu erregen. (*Schlesinger* erzählt in *Casper's* Wochenschr. 1835. Nr. 6. S. 92. den Fall, wo ein solcher „Reizring“ in der Scheide zurückblieb, den Mutterhals fest zusammenschnürte, und Amenorrhöe mit bedenklichen Zufällen verursachte). B) Eine allzugrosse Häufigkeit der Geschlechtshandlungen ist nur dann Präpotenz zu nennen, wenn sie sich auf ein wahrhaft starkes und in allen Theilen vollkommenes Geschlechtsvermögen gründet, welches mit der ganzen Leibes- und Gesundheitsbeschaffenheit des damit begabten Individuums bestens harmonirt, und ohne allen Nachtheil des letzteren mit Energie und Ausdauer ausgeübt wird. (Das Gegentheil fällt der Geilheit zu.) Zwar ist keine vorzügliche Körperstärke und Rüstigkeit erforderlich, um ein zu starkes Geschlechtsvermögen zu begründen; soll es jedoch der Gesundheit angemessen sein, so darf die Leibesbeschaffenheit nicht schwächlich sein oder an besonderen Fehlern leiden. Ein gesundes Aussehen, eine kräftige Verdauung, ein regelmässiges Vonstattegehen aller Functionen, eine starke Behaarung und merkliche Gedrungenheit und Derbheit der äusseren Genitalien, sind Merkmale einer solchen

Präpotenz. Als Ursachen derselben kann übrigens eine eigenthümliche Organisation, eine reichliche Ernährung, ein besonderer Blutreichthum der Geschlechtstheile, eine häufige Übung derselben oder lange Enthaltbarkeit genannt werden, zumal wenn sich hierzu ein feuriges Temperament und eine wollüstige Phantasie gesellt. — Die Nachtheile, die für den andern Theil aus dem häufigen Geschlechts-genusse unter gewissen Umständen entstehen können, sind die in den Artikeln: „Coitus, Empfängnis, Fortpflanzungsvermögen, Nymphomania, Pflicht, eheliche, und Satyriasis“ angeführten. Sie sind um so bedeutender, je ungestümer, heftiger und roher der Beischlaf von dem Gatten ausgeübt wird. Wenn der eine Gatte darthut, dass seine Gesundheit den vervielfältigten Geschlechts-genuss nicht entbehren kann (vergl. Enthaltbarkeit), und der andere, dass er das Übermass nicht ertragen kann, so wird die Ehescheidung um so leichter erfolgen können. Übrigens wird der Mann, den die eine Frau als unersättlich anklagt, einer anderen keinesweges als überlästig erscheinen (*Pyl*, Aufs. III, S. 144). — Auch diese Art der Präpotenz trifft vorzugsweise das männliche Geschlecht (übermässige Mannkraft). Als mitwirkende Ursache wird von einigen (z. B. *Mende*) eine ungewöhnliche Grösse oder Derbheit oder eine grössere Zahl der Hoden geltend gemacht, vermöge der dadurch vermehrten Samenabsonderung: *Regn. de Graaf* (De virorum organis generationi inserv. L. B. 1668. p. 7. etc.) fand einen starken Geschlechtstrieb bei manchen Triorchiden; nach *Klose* (*System* S. 237.) ist auch in den Fällen, wo man keinen wirklichen, mit seinem eigenen Nebenhoden und Samenstrange versehenen, dritter Hoden, sondern bei genauer Untersuchung nur einen ungewöhnlich starken oder theilweise abgesonderten Nebenhoden, eine Speckgeschwulst u. dgl. fand, eine solche Anomalie theils als Wirkung eines vermehrten Triebes nach den Hoden, theils als Ursache einer durch mechanischen Reiz verstärkten Thätigkeit derselben anzusehen. Andere bezweifeln die grössere Mannkraft der Triorchiden, in den *Misc. N. C. Ann. VII et VIII. obs. 211* wird ein Fall erzählt, wo ein Triorchis völlig impotent war. Ebenso wird von Einigen behauptet, von Anderen geleugnet, dass die Kryptorchiden, wegen des stets warmen Lagers der Hoden, sowie auch die Monorchiden, ganz besonders wollüstig sein sollen. — Beispiele von übermässiger Mannkraft findet man in den unten angezogenen Schriften von *Pyl* und *Schwabe* verzeichnet. — Doch kann auch in dem Weibe, in Folge des heissen Blutes und der vorwaltenden Geschlechtlichkeit, ein ungewöhnliches Bedürfniss nach Geschlechts-genuss entstehen, ohne deshalb Unersättlichkeit zu heissen. — Den Begriff von Präpotenz auch auf zahlreiche Schwängerungen und Geburten auszudehnen, scheint nicht angemessen. Eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit wird wol kaum als Ehescheidungsgrund beauptet werden. Eher noch könnte ein, dem Lebensalter nach, zu früh eintretendes, oder über die gewöhnliche Zeit fortdauerndes Geschlechtsvermögen als Übermass gelten. — C) die Unwiderstehlichkeit des Geschlechtstriebes, wenn sie der wahren Präpotenz angerechnet werden soll, kann nur bei einem gesunden, geschlechtsreifen und kräftigen Mann vorkommen. Hat ein solcher den, vielleicht früher gewohnten Geschlechts-genuss lange entbehrt, so kann, zumal wenn die übrigen sub B genannten Causalverhältnisse hinzukommen, der Drang zur Begattung so heftig werden, dass er die Herrschaft über den Willen erlangt und bei sich darbietender Gelegenheit nicht zu besiegen ist (*Mende*, Hdb. §. 1352 u. 1359). Vergl. Enthaltbarkeit vom Geschlechts-genusse u. Satyriasis. — Zuweilen wird die Präpotenz blos vorgeschützt, um eine gesetzwidrige Geschlechtshandlung zu entschuldigen. In solchem Falle hat der Gerichtsarzt alle Umstände zu vergleichen und nach den bei „Krankheiten, zweifelhafte“ angedeuteten Regeln zu verfahren. — Über den zu häufigen Beischlaf etc. in *Pyl's* Mag. für d. gerichtl. A. K. 1. Stendal 1785. S. 230 ff. — Vergl. *Pyl's* Aufs. u. Beobachtungen III. S. 140 ff. — *E. Schwabe*, Anweis. f. d. Stadt- u. Landphysikus. II. Erfurt 1787. S. 246 ff. *Masius*, Hdb. der ger.

A. W. I. Stendal 1821. S. 182 ff. *Mende*, Ausführl. Handb. d. ger. Med. IV. Leipzig 1826. S. 357 ff.

Prüfung der Ärzte, s. Medicinalverfassung.

Pseudomedicus, s. Puscherei.

Pseudosyphilis, s. Syphilis spuria.

Psychiatrie, s. Seelenheilkunde.

Pudendagra, s. Syphilis.

Pustula maligna, s. Milzbrand.

Putrescenz der Gebärmutter. Obgleich der Artikel *Hysteromacalia* schon von diesen Leiden der Schwangeren und Wöchnerinnen handelt, so tragen wir dennoch hier folgendes nach. Das Übel kommt zur gerichtl. Untersuchung, wenn bei einer unerwartet gestorbenen Schwangeren oder Wöchnerin Verdacht auf Vergiftung, Abtreibung oder Fruchtmord, auf Kunstfehler der Hebammen oder des Geburtshelfers, oder auf Verletzung überhaupt entsteht. Dabei kommt es auf eine richtige Diagnose an. — Die Gebärmutterfäule — sagt *Schmalz sen.* (*Siebenhaar's* Hdb. der gerichtl. Medicin Th. II. S. 343) sehr richtig — entsteht und verläuft ohne entzündliche Symptome; zuweilen bewirkt sie eine Frühgeburt, oder Zerreißung des Uterus; das Kind kommt oft abgemagert, missfarbig, schwach und todt zur Welt. In der Leiche findet man die innere Fläche des Uterus an einer bestimmten, meistens genau abgegrenzten Stelle dunkelgrün glänzend (zuweilen auch dunkelbraun M.), mit einer schmutzigen Schmiere überzogen. An dieser Stelle ist die Substanz des Fruchthälters mehr oder weniger tief in eine weiche, schwarzbraune oder aschgraue, gallertartige Masse verwandelt, in seltenen Fällen durchlöchert. Der Umkreis zeigt keine Spur von Entzündung und erscheint in der Regel ganz normal. Der Geruch ist sässlich, oder fade stinkend, oder faulig. — Bei dem Brande der Gebärmutter, als Folge vorangegangener Metritis (z. B. nach einer Gewaltthätigkeit), findet man gewöhnlich mehrere Stellen schwarzgrau oder braunschwarz, mürbe, mit einem mehr oder weniger dunkelrothen Kreise umgeben, welcher, allmählig nach der Peripherie hin abnehmend, das Abgestorbene vom Gesunden scheidet; auch an anderen Stellen des Uterus begegnet man Spuren von Entzündung; der Geruch ist brandig (s. Brand). Die vitale Erweichung des Uterus ist ohne alle Zeichen eines fauligen Zustandes (s. Erweichung). *Moreau* (Arch. génér. de méd. Mars 1824. p. 147) fand bei einer jungen Wöchnerin den Uterus durchbohrt, seine Wände weich und sehr verdünnt, aber nirgends eine Spur von Entzündung. — Die wirkliche Fäulnis, die sich erst nach dem Tode entwickelt, ergreift gleichzeitig auch andere Organe, mit dem eigenen Leichengeruche etc. (s. Fäulnis). — (*L. J. Boer*, Abbandl. u. Vers. geburtshüfl. Inhalts. III. Wien 1793. S. 73. *J. C. G. Joerg*, über die Putrescenz d. Gebärm. In seinen Schriften zur Beförderung d. Kenntniss des Weibes. II. Leipz. 1818. Nr. 1. *F. A. Balling*, einige Worte über die Putrescenz der Gebärmutter. In *Busch's* gemeins. d. Zeitschr. für Geb. VI. 1. S. 78 ff. *Held*, Putrescenz d. geschwängerten Gebärm. In *Casper's* Wochenschr. 1834. Nr. 6. *C. G. Carus*, Lehrb. d. Gynäkologie etc. 3. Aufl. Leipzig. 1838. §. 1063 sq.)

Q.

Quaestio, peinliche Frage, s. Tortur.

Quassia. Das Holz und die Rinde von *Quassia amara* und *excelsa*